Należytość pocztową opłacono ryczałtem.
Die Postgebühr ist bar bezahlt.

Erscheint wöchentlich

Ost-Deutsches Volksblatt

Bezugspreis: Jährlich: Polen 12 zł Deutschland 10 Gmk, Amerika 2½ Dollar, Tschechoslowakei 80 K, Oesterreich 12 S. — Vierteljährlich 3,00 zł. — Monatlich: 1,20 zł.
Einzelfolge 30 Groschen

Vierzehntägig die Beilage: „Der deutsche Landwirt in Kleinpolen."
Enthält die amtlichen Mitteilungen des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen z. s. z o. o. we Lwowie.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.
Schriftleitung u. Verwaltung: Lwów, (Lemberg), Zielona 11. Tel. 106-38

Anzeigenpreise:
Gewöhnl. Anzeigen jede mm Zeile, Spaltenbreite 36 mm 15 gr im Textteil 90 mm breit 60 gr. Erste Seite 1000 gr. Kl. Anz. je Wort 10 gr. Kauf, Verk., Familienanz. 12 gr. Arbeitssuch. 5 gr. Auslandsanzeige 50% teurer, bei Wiederhol. Rabatt.

Folge 29 — Lemberg, am 17. Juli (Heuert) 1932 — 11. (25) Jahr

„Wegbereiter einer besseren Zukunft"

Zum 8. europäischen Nationalitätenkongreß.

Recht, Volk und Raum: um diese drei Begriffe dreht sich der Kampf der europäischen Nationalitäten.

In dem Zusammenschluß der europäischen Nationalitäten und in den regelmäßigen Jahrestagungen des Nationalitätenkongresses hat sich diese Problematik einen sinnfälligen organisatorischen Ausdruck verschafft. Zum ersten Male hat der Kongreß in diesem Jahre seine Tagung in Wien abgehalten, nachdem die 7 voraufgegangenen Tagungen in Genf stattgefunden hatten.

„Die Nationalitäten erweisen sich als die Träger des Gedankens einer europäischen Gemeinschaft und der baufähigen Idee". So schrieb die „Reichspost", das große Wiener Organ, zum Ausgang der Tagung. „Nicht Störenfriede und Unruhestifter, sondern Wegbereiter einer besseren Zukunft sind die nationalen Minderheiten". „Es ist ihnen die Aufgabe zugewiesen, vermittelnd und ausgleichend zwischen zwei Völkern, befruchtend und veredelnd zwischen zwei Kulturen zu stehen." So umschrieb der Präsident des Nationalitätenkongresses Dr. Wilfan, die Situation und die Aufgabe der Minderheiten in Europa. Die Wiener Tagung und ihre zahlreichen Aussprachen waren daher im besonderen der Frage gewidmet, ob und wie es möglich sei, den Grundsätzen des Nationalitätenrechtes im europäischen Raume, d. h. in den einzelnen Staaten eine allgemeingültige Anerkennung zu verschaffen. Das Mindestmaß der Rechtsforderungen umfaßt die folgenden Punkte: Gebrauch der Muttersprache in der Oeffentlichkeit, freie unbehinderte kulturelle Betätigung der Minderheiten innerhalb des Staatsgebietes, dem sie eingeordnet worden sind. Auf der Wiener Tagung hörte man den Satz: „Eine gerechte Lösung der Nationalitätenfrage ist für den Ausbau Europas ebenso notwendig wie eine Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Grundlage einer gerechten Lösung aber kann nichts anderes sein als die Erkenntnis und Anerkennung, daß alle europäischen Staaten in gleicher Weise zur Achtung der Rechte der Nationalitäten verpflichtet sind."

Der europäische Nationalitätenkongreß gestaltete sich auch zu einer großen Kundgebung der Konfessionen für die Anerkennung der Volksrechte im Wirken der Kirche. Der Hauptbericht für die katholische Kirche wurde an Stelle des nicht erschienenen Prälaten Schreiber (Deutschland) von Dr. Drexel-Wien erstattet. Volkstum und Religion seien immer auf das schärfste miteinander verbunden gewesen. Der Priester sei der Bewahrer des Volkstums, besonders in den Gebieten, die vom Heimatlande abgesplittert seien. Auch die zahlreichen Feste der katholischen Kirche bedeuteten Mittelpunkte einer Pflege des Volkstums, wie es seit altersher bestehe.

Für die evangelische Kirche sprach der Leiter der europäischen Zentralstelle kirchlicher Hilfsaktionen evangelischer Kirchen, Prof. Dr. Keller-Genf. Er charakterisierte die evangelische Kirche dahin, daß sie eine staatliche Ordnung wolle, gegründet auf Recht und Gerechtigkeit, auf Freiheit und auf Frieden. Auf dieser Grundlage fördere sie eine loyale Mitarbeit aller zu einem Staate gehörigen Glieder. Daraus ergebe sich die Bitte an jedes Volkstum und an seine Kirchen, ihrerseits das Mögliche zu tun, um eine solche loyale Mitarbeit der Minderheiten auf dem Boden von Recht und Gesetz durch friedliche Mittel zu unterstützen. Es sei aber auch die Bitte um Gerechtigkeit, um jene freie und tiefe Gerechtigkeit, die innerhalb einer Gemeinschaft „Jedem das Seine" gewähre, jedem Volkstum und jeder Konfession den geistigen Rahmen für ihr Dasein.

Domherr Dr. Hornykiewycz wies namens der ukrainischen unierten Kirche auf die besonderen Aufgaben hin, die gerade dieser Kirche als Brücke zwischen Westen und Osten zufielen.

Professor A. Kartaschew, der ehemalige Kultusminister im russischen Zarenreiche, verwies in seinem Bericht darauf, wie die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit sich von jeher für die Freiheit der verschiedenen Nationalitäten im Gebrauche ihrer Muttersprache im religiösen Leben eingesetzt habe.

Sodann nahm der Kongreß eine Entschließung an, in der es u. a. heißt:

Der Kongreß stellt nach Anhören der Berichte berufener Vertreter der Kirchen mit hoher Genugtuung fest, daß die auf Erhaltung und freie Entfaltung des Volkstums gerichteten Grundforderungen der Minderheitenbewegung mit den Lehren und Grundsätzen der Kirchen in Einklang stehen. Der Kongreß stellt andererseits fest, daß in verschiedenen Gebieten Europas Versuche unternommen werden, das Wirken der Kirchen zuungunsten einzelner Nationalitäten zu beeinflussen. Der Kongreß hält solche Versuche für äußerst verderblich und verurteilt sie auf das schärfste. Er richtet an die Kirchen den Appell, die natürlichen Rechte der Minderheiten zu schützen und tatkräftig zu fördern.

Aus Zeit und Welt

Die deutschen Flieger Bertram und Klausmann aufgefunden.

Melbourne. Einer Meldung aus Wyndham zufolge sind die beiden vermißten deutschen Flieger Bertram und Klausmann lebend und wohlauf in einem Eingeborenenlager bei Cap Bernier aufgefunden worden. Das Lager liegt etwa 30 Kilometer westlich von dem Platze, wo die Flieger seinerzeit landen mußten. Eine Abteilung unter Führung des Polizeisergeanten Marshall, die über Land vorgedrungen war, hat das Eingeborenenlager erreicht. Eine Barkasse aus Wyndham wird die deutschen Flieger abholen.

Die Schicksale der Australienflieger.

Wyndham. Die deutschen Flieger wurden etwa zwölf Meilen von der Stelle, wo sie ihr Flugzeug zurückgelassen hatten, aufgefunden. Die Eingeborenen gaben ihnen Känguruhfleisch zu essen, bis am 22. Juni weitere Eingeborene aus Drysdale kamen, die einen Läufer zu der Hilfs-

expedition des Polizeikommissars Marshall schickten. Marshall suchte damals das Gelände in der Nähe des Flugzeuges ab. Er kam mit den Eingeborenen zurück und traf Bertram und Clausmann. Bertram konnte kaum noch gehen. Als er den australischen Beamten sah, flüsterte er: „Brot, Brot!“ Mehr konnte er nicht herausbringen. Nachdem er etwas Nahrung zu sich genommen hatte, berichtete er kurz über seine Schicksale. Die Flieger hatten in einem schweren Sturm über dem Ozean vollkommen die Orientierung verloren und waren am 15. Mai auf dem australischen Kontinent gelandet. Ihre ganzen Vorräte waren einige Pakete Zwieback und Obstkonserven. Nachdem diese Vorräte erschöpft waren, lebten sie von Schnecken und von dem Wasser des Motorkühlers.

Ernste Religionskämpfe in Indien.

Bombay. Die Kämpfe zwischen Hindus und Mohammedanern forderten über 10 Tote und über 100 Verwundete. Sie erreichten einen derartigen Höhepunkt, daß erneut der Ausnahmezustand erklärt werden mußte. Englische Truppen wurden zum Eingreifen gezwungen, die alle strategischen Punkte besetzten. Englischen Quellen zufolge werden die Unruhen von einer sehr gut finanzierten Organisation geleitet, der bedeutende Persönlichkeiten angehören. Die Hindus und Mohammedaner sind gegenseitig in ihre abgegrenzten Gebiete eingebrochen, haben mehrere Häuser in Brand gesteckt und Hunderte von Läden geplündert. Ein Hindutempel wurde von Mohammedanern gestürmt, zerstört und in Brand gesteckt. Ein englischer Polizeioffizier wurde von den Mohammedanern angeschossen.

Wegebausteuer wird novellisiert.
Eine besondere Pferdesteuer soll eingeführt werden.

Wie man hört, soll das gegenwärtig verpflichtende Gesetz über die Wegebausteuer, das so viel Proteste von allen Seiten hervorgerufen und sich nicht im geringsten bewährt hat, durch ein anderes ersetzt werden. Das neue Projekt sieht vor:

1. Vereinheitlichung der Steuerveranlagung, die 20 Zloty für 100 Kilogramm jährlich betragen soll, statt der 30 Zloty für 50 Kilogramm jetzt.

2. Ersetzung der prozentualen Billetsteuer durch eine Pauschalzahlung von 250 Zloty für einen Platz im Autobus.

3. An Stelle des jetzigen Satzes von 3 Groschen für einen Tonnenkilometer bei Lastkraftwagen (Lohntransportauto) soll eine einmalige Steuer von 250 Zloty für 1 Tonne Tragfähigkeit erhoben werden, wobei auch der Transport der eigenen Waren besteuert werden soll.

Außerdem sieht das Projekt die Besteuerung eines jeden Wagens mit 100 Zloty pro Tonne Tragfähigkeit und eines jeden Pferdes mit 1 bis 8 Zloty jährlich vor. Benzin oder anderer Kraftstoff soll gleichfalls mit 10 Groschen pro Kilogramm besteuert werden.

Die Einziehung von 1 Zloty Pferdesteuer wird bestimmt mehr Kosten verursachen als die Steuer beträgt, zumal auf dem Lande.

Nur durch Abrüstung zur Sicherheit und Frieden.

Paris. Auf einem Bankett, das die amerikanische Handelskammer in Paris zu Ehren des amerikanischen Unabhängigkeitstages und zur Feier des 200. Geburtstages Washingtons veranstaltet hat, hielt Frank Kellogg eine Rede, in der er sich eingehend mit dem Friedensproblem beschäftigte. Er erklärte u. a., einige Leute schlügen für die Friedenssicherung Bündnisse zwischen den großen bewaffneten Nationen vor, um eine Weltpolizei auszuüben, andere wären für die Bewaffnung des Ueberstaates und für militärische Sanktionen. Er glaube nicht an die Wirksamkeit solcher Mittel. Nur durch Abrüstung komme man zur Sicherheit und zum Frieden. In Wirklichkeit seien aber die Rüstungen zu Wasser und zu Lande heutzutage größer denn je und sie würden in besorgniserregendem Ausmaß auch noch weiter aufgebaut. Wie lange werde die Geduld der Volksmassen angesichts dieser entmutigenden Wirklichkeit anhalten? Ein großer Schritt auf dem Wege zum Weltfrieden, die Besserung der politischen und der Wiederherstellung der wirtschaftlichen Lage, sei allerdings getan. Der Hoovervorschlag zur Herabsetzung der Weltrüstungen um ein Drittel lasse wieder gute Hoffnungen aufkommen.

Manuel von Portugal †.

London. Der letzte König von Portugal, Manuel, ist im 43. Lebensjahre gestorben. Da er keine Leibeserben hat, ist mit ihm das Haus Coburg-Braganza im Mannesstamme erloschen.

Mit 19 Jahren hatte König Manuel den portugiesischen Thron bestiegen, nachdem sein Vater, der König, und sein Bruder, der Kronprinz, ermordet worden waren. Zwei Jahre später brach in Lissabon die Revolution aus und zwang den 21jährigen König zur Flucht. Er hat dann 21 Jahre lang in London im Exil gelebt und sich vor wenigen Jahren mit einer Prinzessin v. Hohenzollern-Sigmaringen verheiratet. Politisch ist König Manuel nicht mehr hervorgetreten; dagegen hat er sich als Sportsmann, vor allem als Tennisspieler, einen Namen gemacht.

Aus Stadt und Land

Weinbergen. (Goethe- und Schulfeier.) Am 26. Juni versammelte sich auch unsere Gemeinde um Goethe, den die ganze Welt in diesem Jahre feiert. Die Schulkinder erzählten einiges aus seinem reichen Leben, sangen seine Liedchen und spielten den Einakter „Gustl, das Publikum“, worin den Zuschauern „Wölfchen“ als „Puppenspieler“ und „Theaterdirektor“ wirksam vorgeführt wurde. Die von den Schülern einzeln und im Chore vorgetragenen Gedichte und Sprüche — Schlaglichter Goethescher Geistes — waren auch für die Zuschauer ein Quell lebendiger Kraft. Auch Herr Doktor Ludwig Schneider feierte mit seiner Heimatgemeinde diesen Großen unseres Volkes und hat uns alle sein reiches Leben miterleben lassen. „Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis, wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.“ Dieses Goethewort leitet zur diesjährigen Schulfeier über. Möge dieser Gedanke in der Treue zur ererbten Schule seine volle Auswirkung finden. Von den übrigen Darbietungen der Schüler war wohl das Märchenspiel „Rotkäppchen“ die gelungenste und bildete einen freudigen Abschluß der Feier für Schule und Gemeinde. Der Reingewinn wurde dem Schulnotfonds und dem Gustaw-Adolf-Verein zugewendet, welch letzteren als alten Freundes unserer Schule in diesem Jahre besonders gedacht wurde.

Für Schule und Haus

Sie können schwimmen — aber retten?
Die wichtigsten Trockenübungen und Hinweise für Rettung Ertrinkender.

Von G. Althans, Sportlehrer.

Schwimmen und retten ist zweierlei. Das beweist die hohe Zahl von Unglücksfällen, die alljährlich vorzüglichen Schwimmern zustoßen bei dem Versuch, Nichtschwimmer oder Ertrinkende zu retten. Es kommt bei Rettungsversuchen weit weniger auf die Sicherheit im Schwimmen, viel mehr auf eine Geschicklichkeit und Gewandtheit im Umgang mit dem Ertrinkenden an.

Befreiung aus der Umklammerung.

Jeder Ertrinkende, selbst kleine Kinder, entfalten in der Todesnot Kräfte, die ihre normalen Körperkräfte weit übersteigen. Ein halbwüchsiges Kind kann also unschwer einen guten, erwachsenen Schwimmer mit in die Tiefe reißen. Die größte Gefahr liegt in der Umklammerung. Der Ertrinkende hat allein den Wunsch, sich über Wasser zu halten. Darum wendet er alle Kraft an, um sich an den Retter festzuklammern.

Auch der beste Schwimmer sollte darum nicht verfehlen, am Strand oder im Zimmer einige „Trocken-Rettungs-Versuche“ zu machen und sich eine gewisse Sicherheit in diesen Griffen und Bewegungen zu erringen. Der wichtigste Griff dient der Lösung der Umklammerung. Der Schwimmer, der vom Ertrinkenden, Brust gegen Brust, mit Armen und Beinen umklammert wird, drückt die rechte Hand mit aller Kraft über Kinn und Mund des Ertrinkenden, um ihm den Kopf in den Nacken zu zwingen. Der so ausgelöste Schmerz zwingt den Ertrinkenden seine Umklammerung zu lösen. Einige Uebung wird jedem Schwimmer Sicherheit in der Anwendung dieses Griffes verleihen.

Nur von rückwärts heranschwimmen!

Das ist das erste Gebot, das die gefährliche Umklammerung oder anderthalb Meter an die Unfallstelle heran und sucht dann, den Ertrinkenden vom Rücken her zu packen.

Man kennt etwa zwei Dutzend „Rettungsgriffe". Doch genügt für den Laien im allgemeinen die Kenntnis von drei bis vier dieser Griffe, deren wichtigster doch der sogenannte „Kopfgriff" ist. Der Retter faßt den Verunglückten hierbei von rückwärts dergestalt am Kopf, daß die Daumen an den Ohren und die kleinen Finger längs des Unterkiefers liegen. Bei keinem Rettungsgriff darf die Hand des Retters den Hals oder die Luftröhre des Ertrinkenden drücken. Sichere Beherrschung des Rückenschwimmens ist Voraussetzung dieser Rettungsart.

„Fesselgriff" und „Achselgriff".

Beim Fesselgriff drückt der Retter beide Arme des Ertrinkenden, in der Ellbogengegend gefaßt, rückwärts an den Körper. Er schaltet damit die Bewegungen der Arme aus, auch die Umklammerung, und führt den Ertrinkenden, ihn halb tragend, halb ziehend, ebenfalls durch Rückenschwimmen zum Ufer.

Der Achselgriff wird hauptsächlich bei Bewußtlosen in Frage kommen. Der Retter ergreift den Ertrinkenden mit einem Unterarm oder mit den Händen unter der Achsel und zieht ihn in dieser schräggestellten Lage vorwärts.

Der Fesselnackengriff wird nur dann in Anwendung kommen, wenn der Retter es mit einem, sich ganz besonders verzweifelt gebärdenden Verunglückten zu tun hat. Der Retter schwimmt von rückwärts heran, greift mit dem rechten Arm unter dem rechten Arm des Ertrinkenden hindurch und umklammert seine Brust und seinen Nacken, indes seine Linke den linken Arm des Ertrinkenden rückwärts an den Körper preßt, um auch ihm die Bewegungsmöglichkeit zu rauben.

Wiederbelebungsversuche, wie sie Laien ausführen können.

All jene Radikalmittel, wie den Verunglückten auf den Kopf zu stellen oder ähnliches, sollten von Laien unter keinen Umständen erprobt werden. In der Mehrzahl der Fälle werden sie mehr schaden als nützen. Zuerst gilt es, Mund, Nase, Ohren und Rachenhöhle des Verunglückten von Schlamm und Sand zu reinigen. Dann legt man ihn über das Knie, über einen Stuhl oder Holzbock, so daß der Körper schräg nach unten hängt und das Wasser, das in die Luftwege eingedrungen ist, abfließen kann. Kleine Schläge mit der flachen Hand auf den Rücken unterstützen die Wirkung.

Dann legt man den Verunglückten mit dem Gesicht zur Erde, jedoch so, daß der Kopf seitlich gedreht zwischen den ausgestreckten Armen liegt. Der Retter kniet über dem Geretteten und wirkt in Abständen von einer halben Minute mit seinem Körpergewicht auf den Verunglückten ein, während seine beiden Hände — Daumen an Wirbelsäule, der die andern Finger am unteren Teil des Brustkorbes — die Bewegung unterstützen. Durch Auf- und Abführen der Arme des Verunglückten kann man in den Wiederbelebungsversuchen abwechseln.

Oft kehrt das Leben erst nach Stunden wieder. Der Retter hat die Pflicht, die Versuche fortzuführen, bis ein Arzt eintrifft. Nur er kann über Erfolg oder Zwecklosigkeit der Versuche entscheiden.

Vorsicht! Sonnenbrand!

Man soll sich allmählich an die Sonne gewöhnen. — Mit 10 Minuten Sonnenbad anfangen! — Hautentzündung und Furunkulose.

Plötzlich ist der Sommer hereingebrochen. Blauer Himmel, Sonne und die mit fast tropischem Tempo sich entfaltende Natur sind ein ersehntes Pflaster auf das durch Krisenzeiten zermürbte Gemüt vieler Menschen. Alles strömt hinaus ins Freie und jede freie Stunde wird — wenn irgendmöglich — in der frischen Luft, in der Sonne zugebracht. Kein Wunder, denn nach den langen Monaten grauen, bedeckten Himmels sind die Menschen nach den Strahlen der Sonne geradezu ausgehungert — seelisch wie körperlich.

Daß die Sonne wichtigster und gesundheitsfördernder Bestandteil unserer Hygiene von heute ist, daß sie Krankheiten heilt, das Ausbrechen und Entstehen vieler Krankheiten verhindert, das Wachstum fördert, kurzum die billigste und wirksamste Medizin ist, über die wir verfügen, ist heute schon so allgemein bekannt, daß es kaum einer Erwähnung bedarf. Die wenigsten Menschen aber wissen, daß Sonnenstrahlen auch große Schäden anrichten können, und daß sie nur dann wohltätig wirken, wenn sie vernünftig ausgenutzt werden. Denken Sie nur an die warmen, tropischen Länder. Denken Sie daran, daß die meisten Bewohner südlicher Länder eine weiße Kopfbedeckung tragen, denken Sie daran, daß die Wohnhäuser südlicher Länder so gebaut sind, daß sie größten Schutz vor der Sonne gewähren! Und dies alles, trotzdem der Organismus des Südländers, seine Hautfarbe, sein ganzer Körper schon von Natur ganz anders auf intensive Sonnenbestrahlung eingestellt ist als wir nördlichen Europäer.

Vergessen Sie vor allen Dingen niemals, daß man sich allmählich an die Sonne gewöhnen soll. Nicht bei der ersten sich bietenden Gelegenheit den ganzen Tag über im Badeanzug in der Sonne sitzen! Das gibt ganz unweigerlich den schönsten Sonnenbrand! Leider wissen die meisten Menschen nicht, daß der Sonnenbrand keine ganz gleichgültige Erscheinung ist, trotzdem das oft am Abend auftretende Fieber und Schüttelfrost eigentlich darauf hinweisen sollten, daß es sich um einen Zustand handelt, der eigentlich mit

---

Die Stiefmutter

Von Kalman Mikszath.

Einem Bauernhofbesitzer aus unserer Gegend, Herrn Lörini Gathi, starb seine junge Frau, kurz nachdem sie ihm einen Knaben geboren hatte. Eine alte Tante, die im Hause war, herzte den Kleinen unablässig und begoß ihn mit Tränen.

„Armer Wurm! Was wird mit dir geschehen? Wie sollst du jetzt ohne mütterliche Pflege aufwachsen?"

„Das werde ich schon besorgen!" sagte der Vater und küßte den Schnabel des Kindleins in der Wiege. „Fürchte dich nicht, mein Sohn! Deine Mutter ist fortgegangen, sie wird aber wiederkommen. Ohne Mutter sollst du nicht bleiben!"

„Die leibliche Mutter wird das aber nicht mehr sein, lieber Lörino!"

„Und doch wird es eine echte Mutter sein, die ich ihm geben werde!"

„So, dann mußt du die Tote schon wieder holen. Denn die, welche du in dein Haus bringen wirst, kann immer nur eine Stiefmutter sein, auch wenn sie die Güte selbst wäre!"

Gathi fuhr eines Tages mit dem Kinde nach Pest, gab es dort zu irgend jemand in Pflege und kehrte gleich wieder zurück. Da er, wie es schien, eine verschlossene Natur war, sagte er niemand, wo sich der Junge befand. Und die Leute wagten es auch nicht, ihn danach zu fragen.

Bereits nach fünf Wochen heiratete Gathi wieder, und zwar die Tochter des Domändirektors Barbara Zebenyi, wohl das lieblichste Mädchen der ganzen Umgebung.

Es dauerte nicht lange und die zweite Frau beschenkte Herrn Lörini ebenfalls mit einem Knaben.

Frau Gathi hatte das Wochenbett noch nicht verlassen, als ihr Mann wieder nach Pest fuhr, den Knaben mitnahm und nach wenigen Tagen allein zurückkehrte. Nun war's aber den Leuten denn doch zu viel!

„Was? Heut kommt ein Kleines und morgen trägt es der Vater aus dem Haus? Was soll das bedeuten?" fragten sie.

Und während man hinter Gathi buchstäblich Legenden erzählte, begann in seinem Hause ein Jammern und Weinen. Die junge Frau war verzweifelt; sie drohte mit Gericht und Scheidung, dann aber beschwor sie ihren Mann: „Gib mir das Kind zurück! Was hast du mit ihm getan?"

Der Sonderling war aber nicht zu bewegen. „Das Kind ist in guten Händen und du sollst es, wenn die richtige Zeit kommt, auch zurück haben. Frage also nicht und warte geduldig, denn ich werde jetzt gar nichts sagen und auch das Kind werde ich vor dem festgesetzten Zeitpunkt nicht herschaffen."

So vergingen fünf Jahre, eine einzige Qual für die gepeinigte Mutter. Sie versuchte zwar mit allen möglichen Mitteln, ihren Gatten umzustimmen, er blieb jedoch kalt und hart wie Stein. Im übrigen fuhr er sehr oft in die Hauptstadt, um

Recht als Krankheit bezeichnet werden muß. Und gar keine angenehme Krankheit ist es, denn die durch die Sonne hervorgerufene je nach Hautempfindlichkeit des Betroffenen mehr oder weniger starke Hautentzündung ist meist mit sehr großen Schmerzen und starkem Jucken verbunden. Leider wissen die meisten auch nicht, daß der „Sonnenbrand" oft eine sehr unangenehme Folgeerkrankung mit sich bringt, die im Sommer in den Sprechstunden der Aerzte nur zu häufig ist, nämlich die Furunkulose. Die Haut schält sich ja bekannt lich nach dem Abklingen der Hautentzündung sehr stark und die zarte, junge Haut, die zum Vorschein kommt, ist naturgemäß für alle Ansteckungen leicht empfänglich. Darum heißt es in diesem Augenblick sehr vorsichtig und vor allem — sehr sauber sein!

Besser noch ist es aber, von vornherein vorzubeugen: Fangen Sie mit einer kurzen Sonnenbestrahlung an, zehn Minuten für Rücken und zehn Minuten für Brust genügen völlig für den ersten Vormittag. Vergessen Sie auch Ihre nackten Arme nicht, und daß die Haut bei dem Oberarm am Schultergelenk besonders empfindlich ist. Einfetten mit Creme oder Hautöl schützt vor allzu starker Verbrennung, aber trotzdem ist es ratsam, mit 10 Minuten anzufangen, und allmählich, jedesmal um 10 Minuten, zu steigern. Nach der Sonnenbestrahlung soll man mit Talkum oder Körperpuder pudern. Gelblicher oder bräunlicher Puder schützt ebenfalls vor den Sonnenstrahlen; für besonders lichtempfindliche Menschen gibt es Cremen, die für die Ultraviolettstrahlen der Sonne undurchlässig sind. Seien Sie besonders vorsichtig mit Kindern; kleine Kinder sollen — wenigstens zeitweise — in der Sonne ein leichtes weißes Hütchen tragen.

Vergessen Sie auch niemals, daß im Hochgebirge und am Wasser die Sonnenwirkung besonders stark ist. Die See spiegelt ja die Sonnenstrahlen zurück und vervielfacht dadurch ihre Kraft, so daß selbst ein nicht ganz klarer Tag an der See schon einen ganz ordentlichen Sonnenbrand hervorbringen kann!

Seien Sie also vorsichtig und beugen Sie vor, dann werden Sie sich an dem ungestörten Genuß der schönen Jahreszeit erfreuen können. Dr. med Ernst Tannert.

Vom Büchertisch*)

Wandern — Reisen — Körperkultur. Unter diesem Motto steht das Juliheft der Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur", die der gleichnamige große Frauenverband herausgibt. In der soeben erschienenen Nummer schreibt die bekannte Journalistin Käthe Miethe über „Das Reiseziel der Kinder", Lisa Timmermann spricht über „Eltern und Jugendwandern". Schön bebilderte Beiträge über „Säuglings- und Kleinkind-Gymnastik" und das „Gymnastik-Ferienlager" geben vielerlei Anregung. Für die heranwachsende Jugend wird der Einblick in die Arbeit verschiedener Gymnastikschulen (Dora Menzler-Schule, Leipzig und Gymnastiklandheim Neuhaus am Schliersee) besonders wertvoll sein. Ergänzend zu diesen Themen bringt der Kleiderteil mit reichhaltigem Schnittbogen Gymnastik-, Reise- und Ferienkleidung für Groß und Klein. — Eine feinsinnige Studie „Goethe als Gärtner" von Dr. Auguste Reber-Gruber ist ein liebenswerter Beitrag zum Goethejahr. — Louise Dumont, der heimgegangenen großen Darstellerin vieler Goethe-Rollen widmet Hulda Pankok einen tiefempfundenen Nachruf. So wird auch in den nahen Ferientagen das Lesen der „Deutschen Frauenkultur". Vielen Freude und Gewinn bringen. Die Zeitschrift „Deutsche Frauenkultur", Herausgeber: Verband Deutsche Frauenkultur e. V., erscheint im Verlag Otto Beyer, Leipzig. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Preis des Einzelheftes 1 Mk. Mitglieder des Verbandes erhalten die Zeitschrift durch die Ortsgruppen.

*) Alle hier besprochenen oder angeführten Bücher sind durch die Dom-Verlags-Ges. Lwow (Lemberg), Zielona 11, zu beziehen.

Das Kind des Feindes

Ein Waisenhauskind aus der österreichischen Stadt W. wurde im Jahre 1922 im Rahmen einer Kinderhilfsaktion in ein belgisches Dorf verschickt. Von dort kam es nicht zurück. Erst jetzt haben sich die Begleitumstände des merkwürdigen Falles aufgeklärt.

Am einundzwanzigsten Juni fuhr der Kindertransport aus W. ab: ein ganzer, langer Zug voll ausgehungerter, skrofulöser, hohläugiger Kinder; darunter Emmy Klemens, hungriger, hohläugiger noch als die hundert anderen — mein Gott — man schrieb neunzehnhundertzweiundzwanzig, es war fast das bitterste der Nachkriegsjahre, auch in den Waisenhäusern gab es schmale, allzu schmale Kost. Nun aber, drei Tage später, sitzt die Sechsjährige in der räumigen, kahlen und dennoch so warmen und behaglichen flämischen Bauernstube, sitzt vor einer Tafel, die voll märchenhafter Genüsse steht, ist hungriger denn je und kann doch nichts essen vor Fremdheit, Erregung, Fassungslosigkeit; kann auch auf keine Frage antworten, weil die Bäuerin, welche sie aufnahm, nicht Deutsch und Emmy nicht Flämisch versteht, könnte auch nicht antworten, wenn man sich verstünde: alles zu neu noch, zu seltsam, zu andersartig — — —

Und nun kommt sogar noch Besuch! Eine Frau um die dreißig, mit herbem, zerlittenem Gesicht. „Ist das euer Bochekind?" fragt sie wenig freundlich. „Jawohl. Ist doch ein liebes Ding, wie? Und so verhungert!" antwortet die

---

„nachzusehen, wie es dem Kinde gehe", und erzählte dann der Frau, die beiden Kleinen entwickelten sich vorzüglich.

Im fünften Jahr, eine Woche vor St. Barbara, trat Lörini vor seine Frau, streichelte ihr das Haar und sagte mit weicher Stimme:

„Nun, mein Liebes! Koch' und brate zu deinem Namenstag, denn morgen fahre ich nach Pest und bringe die Buben mit."

Die arme Frau stürzte ihm unter Freudentränen an die Brust; ihre ganze Trauer und die Qualen der bitteren fünf Jahre verschwanden in einer einzigen Sekunde.

Pünktlich am St. Barbara-Tag fuhr der Wagen Gathis in den Gutshof ein und aus dem riesigen Wolfspelz, in den sie gehüllt waren, sprangen jauchzend zwei hübsche, lebensstrotzende Knaben.

Frau Gathi war einen Augenblick sprachlos, dann aber lief sie wonnejubelnd und mit ausgestreckten Armen den Buben entgegen

„Muttchen!" rief der eine und sprang ihr an den Hals.

„Mutti!" jauchzte der andere, umklammerte ihre Hand und küßte sie unzähligemal.

Der Vater nannte den einen Ladi (Ladislaus), den anderen Pali (Paul). Sie waren einander ähnlich, sowohl was die Statur betraf, wie auch in den Gesichtszügen. Keiner von ihnen schien mehr entwickelt zu sein, und das war auch nicht weiter verwunderlich, denn zwischen beiden bestand ja nur ein sehr geringfügiger Altersunterschied.

Frau Gathi betrachtete bald den einen, bald den anderen und rief schließlich den Mann zur Seite:

„Welches ist mein Kind, sag'!"

„Was? Träumst du oder wie? Der einzige Grund, warum ich die Kinder in Verborgenheit hielt, war doch nur der, dich in Unwissenheit zu lassen, wer dein Sohn ist. Jetzt sind beide Buben hier, und es wird dir wohl nichts übrig bleiben, als beide in gleicher Weise zu lieben."

„Mann, bedenke, was du tust!"

„Darüber habe ich schon längst nachgedacht. Hab' also nur Geduld; wenn beide zwanzig Jahre sein werden und sich schon ohne Mutter behelfen können, sollst du erfahren, wer dein Sohn ist und ich werde es dir unwiderleglich beweisen."

Konnte da die Frau etwas anderes tun, als beide Jungen mit der gleichen Innigkeit zu lieben? Das Muttergefühl ruht aber niemals; es sucht, verlangt und läßt nicht locker.

Frau Barbara betrachtete ihre Kinder bei Tag und Nacht. Sie war unablässig bemüht, die Veranlagung der beiden zu erforschen, ja sie verglich sogar vor dem Spiegelbild ihre Gesichtszüge mit jenen der Knaben. Manchmal entdeckte sie irgendeine Linie, eine Bewegung oder einen verwandten Gesichtsausdruck, da überlief sie ein Schauer und sie dachte: Das ist der meine. Aber das Verhängnis wollte es, daß sie diese Aehnlichkeit bald bei dem einen, bald bei dem anderen sah.

Unterdessen wuchsen die beiden Kinder heran, lernten fleißig und beide waren tüchtige und sympathische Burschen. Jetzt wußten auch sie schon, daß ihre Mutter einen von ihnen ledig-

Bäuerin. — „Schon. Aber ...“ — „Solltest die Sache vergessen!“ unterbricht die Aeltere rasch. „Ist doch kein Krieg mehr!“ — „Nein. Aber meinen Mann habe ich noch nicht wieder.“ — „Solltest trotzdem vergessen!“

Die Frau macht eine hart verneinende Kopfbewegung. Sie sieht die blecherne Erkennungsmarke, die noch auf des Kindes Brust baumelt; nimmt sie in die Hand, achtet nicht auf das Erschrecken der Sechsjährigen, die die Feindschaft empfindet, ohne zu verstehen; liest den eingestanzten Namen: „Emmy Klemens, geb. 20. 4. 1916“ — und wird plötzlich blaß, ihre zitternde Hand läßt die Marke fallen; verabschiedet sich fast grußlos, schreitet, taumelt die Dorfstraße entlang...

Mein Gott — so eine Marke hat sie doch schon einmal in der Hand gehabt —? So eine Marke — die hing auf der bloßen Brust eines Mannes, verborgen unter feldgrauer Uniform, welche sie aufgeknöpft hatte — — der Mann ließ es sich gefallen, mußte es sich ja gefallen lassen, der Boche, ob er wollte oder nicht, lag ja im Sterben, oho — — lag im dunklen Keller ihres kleinen Hauses, ihr Mann war auch dabei, der stand und reinigte mit fanatischem Lächeln sein Gewehr — — Geschah ihm recht, dem Boche, was hatten sie hier zu suchen, er und alle die anderen? Na, einer weniger, war gut so — — Nun rasch ab die Marke, daß sie nicht etwa gefunden wurde — nur rasch einen Blick auf den Namen: Max Klemens, dann Zahlen und Buchstaben, die den Truppenteil bezeichneten — nun rasch unter den Mauerstein im Boden, der lose war; und in wenigen Stunden war Nacht, dann würde man auch den toten Mann aus dem Keller bringen, und sie sollten sehen, die Boches, ob sie Andre etwas würden beweisen können — — —

Die Frau streicht sich über die Augen. Sie steht vor ihrem Hause. Es ist noch das gleiche Haus — — ist ja hier nicht wie drüben in Frankreich, wo sie alles zusammengeschossen haben, die Boches — — Aber vielleicht — aber gewiß hat sie sich geirrt. Vielleicht — gewiß war der Name nur ähnlich, nicht gleich. Sonst wäre ja dies Kind — sein Kind — — Er hatte ihr ja doch einmal eine Photographie gezeigt, seine Frau war darauf mit einem Kind, einem Säugling noch, und er hatte gesagt: Maria und Emmy, und hatte gelacht — — Und sie hatte freundlich getan, oh, das mußte man ja, damit sie sicher wurden — — Gleich nachsehen unter dem Stein, da mußte es ja noch liegen, das Stück Blech; nur um gewiß zu sein, daß es ein Irrtum war — —

Seltsam: ihr graut etwas vor dem Düster des Kellers: zum erstenmal. Sie sieht sich scheu um, als sie den Stein hebt, mit zitternden Fingern die Marke dreht, im ungewissen Halblicht die Buchstaben entziffert. Dann muß sie sich auf die Treppenstufe setzen, die Knie werden ihr schwach: es stimmt — — „Max Klemens“ — — und eben bei der Bäuerin: „Emmy Klemens“ — — Also doch. Also doch.

Und was bedeutet das nun für sie? Es braucht sie nichts anzugehen, nein. Aber ist es nicht das Kind des Mannes, um dessentwillen sie ihren Andre an die Wand gestellt haben, drei Tage später, obwohl er nichts gestanden hatte — — aber sie hätten ihn überführt, sagte sie — — War es nicht das Kind des Mannes, um dessentwillen sie nun ohne Mann war seit fünf Jahren, ohne Mann und ohne Kind, um dessentwillen sie leben mußte von der schäbigen Rente, die man den Kriegerhinterbliebenen zahlte, und vom Waschen für fremde Leute? War es nicht sein Kind, ein Bochekind, des gleichen Hasses wert wie der Vater? — Hatte sie ihn nicht in sich hineingefressen, diesen Haß, fünf Jahre lang — von keinem verstanden, weil sie alle Flamen waren und nicht Wallonen wie sie und ihr Mann, weil sie gar nicht wußten, wie man hassen kann — — Und konnte man nun nicht diesem Haß Futter geben, ihn nähren und stillen mit dem Fleisch und dem Blut dieses Kindes — —? Oh, man würde sehen, man würde sehen. Man würde vorerst freundlich sein zu der Kleinen, sie in sein Haus ziehen, mit Lockungen und Zärtlichkeiten und Süßigkeiten. Und dann — —? Man würde sehen, man würde sehen — — —

„Komm, Emmy, ich will dir etwas Schönes zeigen!“ — Germaine zieht Emmy in ihr Haus. Sie streicht mit der hartgearbeiteten Hand über den blonden Kopf — sie muß sich immer einen Ruck geben, nicht, um überhaupt es zu tun, sondern um es nicht gar — gern zu tun — — Es tut ihr wohl, dies Streicheln über einen Kinderkopf, sie ist eine Frau und hat kein Kind, da ist das so — — aber es darf ihr nicht wohl tun, es darf nicht. Es ist sein Kind — Oh, für heute hat sie sich etwas Feines ausgedacht! Geldstücke will sie Emmy zum Spielen geben, und darunter soll sich die Erkennungsmarke des Vaters befinden, und Emmy soll spielen mit der Erkennungsmarke ihres Vaters, den sie, Germaine, und ihr Andre getötet haben. Sie kann ja noch nicht lesen, die Sechsjährige, es ist ungefährlich, aber für Germaine wird es eine Freude sein, eine ganz seltsame und besondere Freude. Und in den Keller wird sie das Kind führen, damit es spiele an der Stelle, an der sein Vater starb. Oh, man muß es verstehen, sich zu rächen, man muß es langsam tun und sorgsam, es muß eine lange und feine Rache sein.

Vorerst ist Emmy in der kleinen Stube. Es ist eine enge und düstere Stube, die Fenster sind fast immer verhangen, denn Germaine wäscht den ganzen Tag im Keller oder bei anderen Leuten; die Luft ist abgestanden, es ist Schlafluft. Aber wie nun das Kind darin steht, ist es mit einemmal heller, das kommt, weil das Blondhaar der Kleinen das Licht auf sich sammelt und spiegelt; und es riecht gut im Zimmer, denn Emmy hat bisher im Heu gespielt, so duftet es nach Gras und kindlicher Gesundheit — Es ist dumm, das zugeben zu müssen; es sollte umgekehrt sein; ein Schatten sollte das Kind sein in ihrem Leben, den man beseitigen muß; nun ist es ein Licht in ihrer Stube. Aber das darf so nicht bleiben, das wird so nicht bleiben. Denn das Bild Andrees blickt von der Wand, drohend, fordernd — —

---

lich Stiefmutter war; das störte sie aber durchaus nicht in ihrem Wohlergehen.

Als Gathi eines Tages erkrankte, beschloß seine Frau sofort, diese Gelegenheit auszunutzen; denn ist der Körper leidend, dann ist auch die Seele weicher gestimmt. Sie tat also dem Kranken in jeder Beziehung schön und begann ihn zu bitten:

„Zeig' mir meinen Sohn... Hab' Erbarmen mit mir! Ich schwöre dir, daß nur ich allein davon wissen werde. Beide Kinder will ich mit der gleichen Zärtlichkeit lieben, ich schwöre es dir!...“

„Also gut, mein Schatz; du hast es geschworen, ich will also das Geheimnis lüften.“

In diesem Augenblick betrat Pali das Zimmer. „Das ist dein Sohn!“ flüsterte der Kranke.

Sie sprang vom Sitz, fiel dem erstaunten Knaben um den Hals, küßte ihn, nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände und streichelte bewegt das seidenweiche Haar des Kindes.

Schon zu Mittag bekam Pali einen schöneren Apfel, und als die Mutter am Nachmittag das Milchbrot verteilte, geriet das für Pali bestimmte Stück bedeutend größer als das für Ladi.

Abends, da die Buben Fußball spielten, ging ein Fenster des Glashauses in Trümmer. Die Kinder sagten zwar, es sei „von selber“ geschehen, doch der Mutter schien es, das könnte niemand anderes als Laci gemacht haben; in Wirklichkeit war Pali der Täter.

So geschah es täglich, bis Gathi das bemerkt hatte.

„Oh! Oh! ihr Frauenzimmer!“

„Was denn, Lörino?“

„Lachen muß ich über deine Einfalt, meine Liebe. Wie ich sehe, seid ihr Weiber alle gleich. Kaum habe ich in deinem Herzen eine Feder berührt, und schon kommt die Stiefmutter zum Vorschein. Ich muß dir nämlich sagen, daß du die Probe nicht bestanden hast.“

„Was für eine Probe?“

„Die, ob du fähig sein wirst, beide Kinder gleich zu lieben. Und so wisse denn, daß ich mir damals vorgenommen habe, dir als deinen Sohn den zu zeigen, der das Zimmer als erster betreten würde.“

„Ungeheuer du! Hast mich also betrogen?“

„Vielleicht. Uebrigens bist du es, die mich betrogen hat; denn, wie ich sehe, geht es dem einen Kinde besser als dem anderen...“

Die Zeit verrann. Jedesmal, wenn sich die Lindenbäume zu entblättern begannen, fuhren die Knaben in die Stadt zur Schule, und als die Aeste derselben Linden sich mit Blüten bedeckten, kehrten sie wieder heim. So ging es eine Reihe von Jahren.

Einmal jedoch kam ein Jahr, in welchem die Linden vergeblich blühten, denn die Knaben kehrten nicht zurück. Von den Schulbänken gingen sie geradeswegs dorthin, wo plötzlich Blut floß...

Es war Krieg...

„Hier hast du Münzen zum Spielen, Emmy!" sagt Germaine zu dem Kind, das schon in den drei Wochen des Hierseins etwas Flämisch gelernt hat — und es gehört beinahe Tapferkeit dazu, das zu sagen. Nun sieht sie zu, wie Emmy die blinkenden Stücke vor sich hinlegt — jetzt — jetzt ist die stumpf schimmernde Blechmünze dran. Aber wie Emmy danach greifen will, reißt Germaines Hand das Blech rasch fort — ganz von selbst hat die Hand das getan, ganz eigenmächtig, Germaines schmerzendes Hirn hat es nicht hindern können, und die fest geschlossene Hand gibt die Münze auch nicht zurück — — „Warum kriege ich die nicht?" fragt Emmy und zeigt auf die geschlossene Hand. — „Ach es ist — es ist ein Andenken!" antwortet Germaine mühsam und gibt das blecherne Ding nicht heraus. — „Es sah aus wie die Marken, die wir im Waisenhaus haben", meint Emmy leichthin.

Aber das Wort „Waisenhaus" trifft Germaine. Gewiß: sie ist Witwe um des toten Boche willen. Aber Emmy ist im Waisenhaus, um — — kaum wagt sie es zu denken — —, um Andres willen — — — Germaine blickt schüchtern und um Vergebung bittend zu dem Bild auf und streicht verstohlen über den blonden Kopf — — —

*

„Du könntest mir Emmy eigentlich für ein paar Tage herübergeben," sagt Germaine zur Bäuerin. „Ich bin so allein und würde mich freuen und" — sie stockt — „und gut zu ihm sein." Die Bäuerin ist's zufrieden; sie hat eh genug zu tun; und wenn es die Kleine da gut hat — obwohl es seltsam ist, wie die Germaine sich gewandelt hat — — —

Emmy zieht zu Germaine. Sie hat es gut da — aber zuweilen bekommt sie Angst. Dann ist Germaine so jäh, so hart, so seltsam. Doch geht das immer rasch vorbei. Und viel allein ist Emmy auch; denn wenn Germaine im Keller wäscht, darf Emmy nie hinunter; obwohl doch Germaine Emmy gerade darum zu sich nahm, um nicht allein zu sein. Und man kann wohl neugierig werden, was es denn da unten besonderes gibt. — Eines Tages bringt die Bäuerin ein Schreiben zu Germaine: es enthält das Datum der Wiederabreise des Kindertransportes und das Ersuchen, das Gastkind am Bahnhof der nächsten Stadt abzugeben. „Das kann ich ja für dich tun!" meint Germaine, und ihre Stimme zittert. Und die Bäuerin ist auch das zufrieden.

Aber als der Tag der Abreise heran ist, bringt Germaine Emmy nicht zur Bahn. „Ich habe Erlaubnis bekommen, es noch länger zu behalten," sagt sie zu der erstaunten Bäuerin. Das ist aber nicht wahr. Sondern Germaine hat zu der Erkennungsmarke unter dem Stein im Keller eine zweite getan, die Marke mit dem Mädchennamen — das ist ihre Erlaubnis — — —

*

Für Emmy Klemens ist das Ganze längst selbstverständlich geworden: das Bleiben in Flandern und bei Germaine, welche ihre Mutter ist. Nur mit einer Erinnerung wird sie nicht fertig: da hat einmal die Neugierde in ihr gesiegt, und sie ist in den Keller gegangen, während Germaine unten wusch. Und da hat Germaine große entsetzte Augen bekommen und plötzlich zu weinen begonnen und Emmy umarmt und ihr unter vielen Schluchzen eine lange Geschichte erzählt und schließlich zwei Blechmarken vorgewiesen — aber alles, was sie sagte, hat sie französisch gesagt und wohl gar nicht daran gedacht, daß Emmy das nicht verstand; vielleicht mußte es nur heraus, damit Germaine selbst es verstand; jedenfalls hat sie nachher gelacht, laut und leicht und hell wie ein Kind, und das Zähe, Düstere. Seltsame, das zuvor manchmal über ihr lag, ist von da ab weggewesen.

*

Endlich, nach zehn Jahren, sind die Nachforschungen aus W. bis in das kleine Dorf gedrungen. Und dann hat man Germaine das Kind gern, sehr gern gelassen. Und überdies hat sich dabei herausgestellt, daß Emmys Vater nie im Kriege gewesen war, und man hat Germaine gesagt, daß es in Oesterreich sehr, sehr viele Leute namens Klemens gibt. Germaine hat seltsam gelächelt, als sie das hörte — aber sie ist dennoch zum Gendarmen gegangen und hat ihm gesagt, daß Andre nicht, wie sie früher angegeben hatte, unschuldig erschossen worden ist, sondern daß er einen deutschen Soldaten als Franktireur getötet habe, mit ihrem Wissen. Und der Gendarm hat gesagt, ihr werde deswegen nichts geschehen; aber es gebe da eine Liste, die enthielte die „Kriegsverbrechen" der Deutschen; davon werde man den Fall Andre nun streichen müssen. —

„Ja," hat Germaine nur gesagt, „es ist ja gut, daß das alles vorbei ist" — und ist nach Hause gegangen zu dem Kind, das ihr Kind geworden ist. — — —

Und die ganze Klasse rückte ins Feld, der Professor ebenso. Einer von den zwei Jungen fiel im Kampf. Ins elterliche Haus kehrte nur Laci zurück.

Eines Tages nun — Frau Gathi saß gerade im Zimmer und knüpfte nachdenklich einen Teppich — trat ihr Mann vor sie und sagte mit tiefernster Stimme:

„Barbara, der heutige Tag ist für uns sehr wichtig."

„Was ist denn heute, Lörino?"

„Der zwanzigste Geburtstag unseres Sohnes."

Frau Gathi erzitterte; Röte und Bläße wechselten rasch in ihrem Antlitz.

„Und was willst du?" fragte sie mit tonloser Stimme.

Gathi entnahm seiner Tasche einige Dokumente.

„Ich will mein Versprechen, das ich dir gegeben habe, einlösen. Jetzt sollst du erfahren, welches dein Sohn ist."

Da sprang sie plötzlich auf und legte ihre Hand auf seine Lippen.

„Still!" rief sie, „kein Wort! Ich will das nicht wissen! Nein! Niemals!"

Wie im Traume strich sie mit der Hand über die Augen.

„So wird zumindestens die Hälfte des Buben mir gehören! ..."

„Du hast recht", sagte Gathi und warf die Dokumente ins Feuer, das auf dem Kamin lohte... Die helle Flamme, die nun aufflammte, fiel mit ihrem Schein auf das blasse Antlitz der Mutter.

Journalisten-Anekdoten

Das Manuskript.

Einer der bekanntesten Manuskriptschreiber von Hollywood wurde gebeten, eiligst ein paar Dialogstellen zu schreiben, die anderntags dringend gebraucht wurden. Anstatt sich an die Arbeit zu machen, besuchte er eine feuchtfröhliche Abendgesellschaft, von der er erst in grauer Frühe und in sehr grauer Stimmung heimkehrte. Er setzte sich unverzüglich an die Schreibmaschine und verwünschte sein Leben. Als der Hilfsregisseur zur verabredeten Stunde erschien, um den Text abzuholen, war das eingespannte Blatt noch leer. Kurz entschlossen ergriff der Autor ein fremdes Manuskript, das seit Wochen bei ihm lag, riß es vor den Augen des Hilfsregisseurs mit den Worten: „Nein, tu ich nicht! Wenn ich nicht allerbeste Arbeit liefern kann, liefere ich eben gar nichts!" in tausend Stückchen und ließ sie aus dem Fenster flattern. Der erschütterte Hilfsregisseur tröstet ihm: „Nun, jeder hat mal seinen schlechten Tag. Macht nichts, wir warten, bis Sie so weit sind."

Anderntags erklärte der Direktor der Gesellschaft vor versammeltem Stabe: „Das ist wirklich der einzige von euch, der seine Arbeit ernst nimmt; der Mann imponiert mir!"

*

Der Anekdotenschreiber.

Ich traf einen Kollegen, der fleißig Anekdoten schreibt. Er ging in Gedanken fürbaß, als ich ihn ansprach, fuhr er mich an:

„Was weißt du von Reaumur?"

„Der hat ein Thermometer erfunden."

„Das weiß ich selbst", sagte er. „Ich will Persönliches wissen. Hat er gern Omelette gegessen, seine Frau betrogen, konnte er kein Grün sehen, hielt er Federvieh?"

„Warum willst du das wissen?"

„Ich muß Anekdoten über ihn schreiben, es wird kälter, das Thermometer bekommt Wert. Und ich finde in keinem Lexikon ein Wort über das Privatleben Reaumurs, dieses großen Mannes."

Schweigend gingen wir weiter. Plötzlich blieb er stehen, schlug sich an die Stirn und sagte:

„Ist doch einfach: ich nehme einfach Celsius."

*

Die Stiefel.

Zur Premiere seines „Haus Rosenhagen" kam Max Halbe von München nach Berlin. Das gab sehr feuchte Abende im Kreise der Berliner Bewunderer. Sie wollten den Dichter nicht wieder heimlassen und ein Zufall kam ihnen zu Hilfe; an dem

Abend, an dem er wieder abreisen wollte, wurden seine Stiefel im Hotel gestohlen. Die Läden waren schon geschlossen, es konnte kein Ersatz mehr geschafft werden. Paul Schlenther übernahm es, die Gattin des Dichters zu verständigen, daß die Rückreise verschoben werden müsse. Er drahtete also an Frau Halbe nach München: „Max heute abend an Abreise verhindert, da Stiefel gestohlen."

Frau Halbe drahtet zurück: „Bin außer mir, nehmt auf meine Kosten sofort den besten Anwalt Berlins zu Maxens Verteidigung.

Warum sind Sänger dick?

Tenöre und besonders Primadonnen erfreuen sich meist eines beträchtlichen Leibesumfanges. Warum dies gerade bei Sängern so oft der Fall ist, darüber hat sich der Arzt und Intendant Dr. Kurt Singer in einem Aufsatz der „Medizinischen Welt" ausgesprochen. Nach seinen Beobachtungen werden nicht etwa die Sänger durch den eifrigen Gebrauch ihrer Stimme und die Anstrengung ihres Brustkastens fett, sondern mit der Stimmbegabung und Stimmkraft ist meist eine gedrungene Konstitution und ein starker Fettansatz verbunden. Durch die konstitutionelle Besonderheit werden die Heldentenöre und Bässe sowie die hochdramatischen Sängerinnen auf diese Fächer hingewiesen. Die Wohlbeleibtheit ist also mit ihrer Begabung aufs engste verbunden, und wenn sie abmagern, so laufen sie Gefahr, Stimmumfang, Stimmkraft und das Timbre der Stimme zu verlieren. Die Korpulenz ist also ihr Glück, das sie sorgsam hegen müssen

Der König der Abführmittel

In einem der rumänischen Häfen traf dieser Tage eine schlanke weiße Jacht unter amerikanischer Flagge ein. Eine Dampfjacht, blitzblank und spiegelnd, mit weißgekleideter Mannschaft, tressengeschmückten Offizieren, eleganten Salons und Kabinen, als käme sie geradewegs aus einem sanftbewegten Luxusfilm. Der Kapitän ging bei Sonnenuntergang von Bord und begab sich nach Erfüllung sämtlicher Formalitäten in offizieller Besuchstournee zu allen Honoratioren der Hafenstadt, um sie zu einem Souper und Nachtfest an Bord der zauberischen Jacht einzuladen, mit der gleichen Aufmerksamkeit wurden auch sämtliche Journalisten der Stadt und alle Lokalkorrespondenten der Bukarester Blätter gebeten. Es fanden sich auch die meisten ein, und das Fest war so schön und prunkvoll, wie man es sich nur wünschen konnte. Der Herr und Besitzer der Jacht aber stellte sich in tadellosem Abenddreß seinen Gästen — als König der Abführmittel vor, oder, primitiver ausgedrückt, als Herr über den größten amerikanischen Trust amerikanischer Abführmittelfabriken. Und die anwesenden Journalisten konnten dem besonderen Wunsche des Bordherrn nicht widerstehen, noch an Ort und Stelle ihre Telegramme über die Ankunft des „Königs der Abführmittel" in Rumänien abzufassen. Diese Depeschen wurden sofort durch die freundliche Hilfsbereitschaft der Mannschaft expediert, und per Flugpost gingen auch Bilder der Jacht nach Bukarest ab. Die Berichte erschienen dann am nächsten Tag in Bukarest, desgleichen die Bilder und alles unter der Aufschrift „Der König der Abführmittel in Rumänien". In den Texten wurde auch nicht verfehlt, zu erwähnen, daß sich der König der Abführmittel, Herr über soundsoviel Fabriken und soundsoviel Milliarden, übrigens ein sympathischer, junger Mann von 29 Jahren, zu offiziellem Besuch nach Bukarest begeben werde. Das war die erste und letzte Nachricht, die in den rumänischen Blättern über den „König der Abführmittel" erschien. Denn die Jacht und der König waren nämlich am nächsten Morgen aus dem Hafen verschwunden, d. h. ganz ordnungsgemäß abgefahren. Niemand hat aber seither irgendetwas von Gäste des „Königs der Abführmittel", so heißt es, hätten noch am dritten Tage die Folgen der besonderen Gastfreundschaft dieses besonderen Königs in der entsprechenden Art verspürt. Daß diese Geschichte nicht erfunden ist, mag vielleicht das Merkwürdigste an ihr sein.

Börsenbericht

1. Dollarnotierungen:

	Privater Kurs
30. 6. 1932 zł.	8.885
1. 7. „ „	8.89 —8.895
2. 7. „ „	8.89
4. 7. „ „	8.89
5. 7. „ „	8.8875—8.89
6. 7. „ „	8.895

2. Getreidepreise pro 100 kg

	loco Verladestation	loco Lwów	
Weizen	23.50— 24.00	25.50—26.00	vom Gut.
Weizen	22.50— 23.00	24.50—25.00	Sammelldg.
Roggen	21.50— 22.00	23.00—23.50	einheitl.
Roggen	21.00— 21.50	22.50—23.00	Sammelldg.
Braugerste	20.00— 22.00	17.75—18.25	
Mahlgerste	15.50— 16.00		
Hafer	18.00— 18.50	20.50—21.00	
Roggenkleie	9.25— 9.75	11.00—11.25	
Weizenkleie	8.50— 9.00	10.75—11.00	
Leinkuchen	18.00— 19.00		

3. Molkereiprodukte und Eier im Großverkauf:

	Butter		Sahne 24%	Milch	Eier,
	Block	Kleinpackung			Schock
1. 7.	2.40	2.60	1.10	0.20	4.00
2. 7.	2.40	2.60	1.10	0.20	4.20
4. 7.	2.40	2.60	1.10	0.20	4.20
5. 7.	2.40	2.60	1.20	0.22	4.20
6. 7.	2.40	2.60	1.20	0.22	4.20
7. 7.	2 40	2.60	1.20	0.22	4.20

(Mitgeteilt vom Verbande deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Polen, Spół. z ogr. odp. Lwów, ul. Chorążczyzna 12.)

Rätsel-Ecke

Gedankentraining „Der Stein der Weisen"

JDS·WSSN·FRDRT·N·ZWTS·ND·
DRTTS·ND·MMR·S·FRT·WR-MGN·
DN·BM·N·SNN·WRZLN·DR·N·SNN·
STN·ND·ZWGN·VRFLGN·NS·RGBT-
SCH·MMR·S·DM·NDRN·ND·J·
LBNDGR·RGND·N·WSSN·N·NS·
WRD·DST·MHR·SHN·WR·NS·
GTRBN·S·N·SNN·ZSMMNHNG·F-
ND·BWRTS·Z·VRFLGN·

GTH

An diesem Stein der Weisen sollen Sie Ihre Weisheit erproben. Er enthält den Ausspruch eines deutschen Dichters. Sein Name steht unter dem Spruch. Aus der Entzifferung dieses Namens können Sie auch auf die Art schließen, wie der Spruch zu lesen ist. Es ist keine Geheimschrift, sondern es sind deutsche Worte, denen allerdings etwas fehlt, was sonst zum Verständnis der deutschen Sprache wesentlich beiträgt. Wissen Sie, was den Worten fehlt? Und können Sie den Spruch lesen? Versuchen Sie es, und beweisen Sie sich selbst, daß Sie gut kombinieren können.

Auflösung des Kreuzworträtsels

Von links nach rechts: 3. Nil, 5. Wut, 7. Bode, 9. Atem, 11. Gut, 12. Uriel, 13. Eis, 14. Ger, 16. Gnu, 17. Ara, 20. Esel, 21. Null, 23. Tee, 25. Raa, 27. Spa, 29. rot, 30. Artur, 32. Alm, 33. Narr, 35. Unke, 37. Tom, 38. Met. — Von oben nach unten: 1. Lid, 2. Hut, 3. Note, 4. Leu, 5. Wal, 6. Teer, 7. Bug, 8. Ring, 10. Mia, 15. Russe, 17. Atlas, 18. Reh, 19. Kuh, 22. Pate, 23. Ton, 24. Etat, 26. Au, 28. Ale, 30. Arm, 31. Rum, 32. Akt, 34. Rom, 36. Neu.

Die Hafenpiraten von Constanza

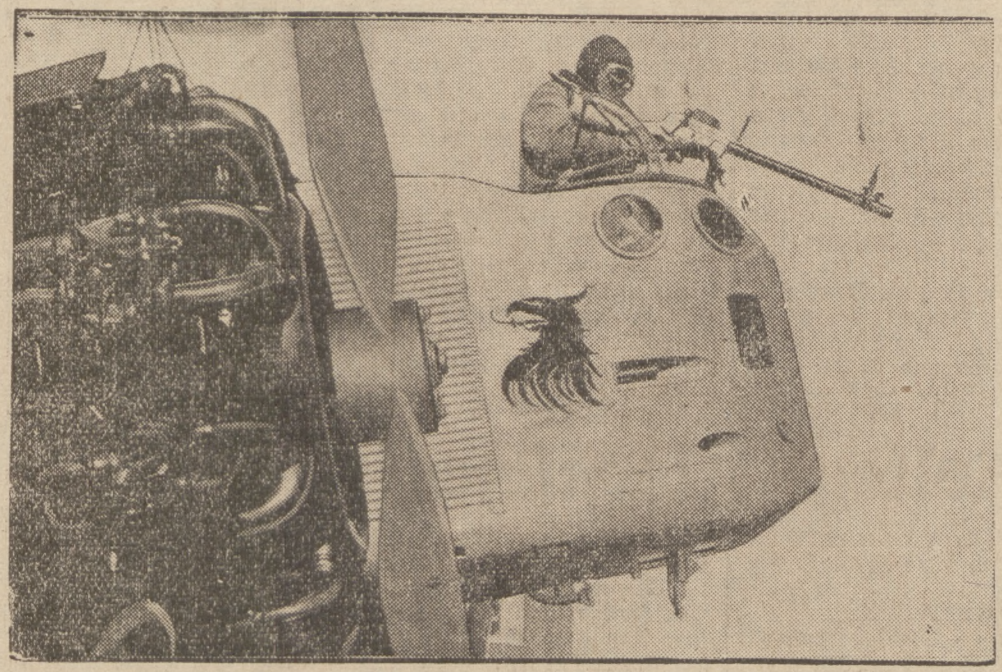
Aus Constanza laufen in der letzten Zeit wiederholt Nachrichten von Ueberfällen auf Dampfer ein, die offenbar alle der gleichen Bande von Hafenpiraten zuzuschreiben sind. In einer der letzten Nächte entdeckte die Bordwache des im Hafen von Constanza liegenden Frachtdampfers „Lislein“ drei maskierte Männer, die im Begriff waren, die Bordkasse sowie verschiedene Gegenstände aus der Kabine des gerade an Land befindlichen Kapitäns wegzutragen. Der Matrose gab Alarm, die drei Piraten zogen sich aber, ohne ihre Beute preiszugeben, mit vorgehaltenen Revolvern bis zur Reeling zurück und vermochten sich in zwei Booten zu flüchten, die im Schatten der Dampferwand angelegt hatten. Als man ihnen in die Boote, in denen sich ihre Helfershelfer befanden, zu folgen versuchte, gab die gesamte Bande Feuer. Zwei der Verfolger erlitten hierbei Schußverletzungen. Inzwischen war auch ein Boot der Hafenpolizei herbeigekommen, und es begann nun eine bewegte Jagd durch den jäh aus nächtlicher Ruhe aufgescheuchten Hafen. Die Piraten suchten aber nicht den Hafenausgang zu gewinnen, sondern wandten sich landwärts und vermochten sich in die Schatten der Kaiwände zu retten und hier in einen alten Kanalgang zu flüchten. Die Hafenpolizei konnte ihre Spur erst nach geraumer Zeit wieder [illegible] drang ihnen in den Kanalgang nach, vermochte jedoch nur einen der Piraten festzunehmen, der schwer verletzt war und den anderen Mitgliedern der Bande nicht mehr zu folgen vermocht hatte. In einem Seitengang fand man ein ganzes Depot von Beutestücken aller Art, von denen die Hafenpiraten die wertvollsten mitgenommen hatten. Die von der Polizei gefundenen Gegenstände stammten von verschiedenen rumänischen und ausländischen Dampfern.

Abenteuer in der Telephonzelle

Ein aufregendes Abenteuer hatte unlängst ein braves Bäuerlein auf einem kleinen Dorfpostamt bei der ungarischen Provinzstadt Miskolcz zu bestehen. Er ging in eine Zelle, schlug die Tür hinter sich zu, damit kein Unbefugter etwa sein Gespräch belauschen könnte, und ließ sich mit der gewünschten Nummer verbinden. Es störte ihn auch nicht im geringsten, daß die Zelle dunkel war. Um so leichter konnte er sich alles vom Herzen reden. Schließlich war auch das überstanden. Aufatmend hing er den Hörer an und tastete nach der Türklinke, die plötzlich nicht mehr da war oder, richtiger gesagt, schon seit einigen Tagen fehlte. Wütend begann er die Tür mit den Fäusten zu bearbeiten, doch diese war mit so dickem Leder gepolstert, daß kein Laut in die Außenwelt drang. Die Lage begann langsam ungemütlich zu werden, zumal er mit gelindem Entsetzen daran dachte, daß er vielleicht die Sprechgebühr für die ganze Zeit seines Eingesperrtseins werde entrichten müssen. In heller Verzweiflung klingelte er schließlich die Zentrale an. Es meldete sich Miskolcz. „Ich bin da, lassen Sie mich heraus!“ Verwundert klang es zurück: „Wo sind Sie denn?“ „In der Telephonzelle!“ Natürlich fand man weder im Miskolczer Postamt noch sonst wo im Ort einen Mann in einer Zelle und hielt das Ganze für einen schlechten Scherz. Erst als der Hilferuf nochmals ertönte, verstand man den Sinn der geheimnisvollen Botschaft und veranlaßte schließlich die Freilassung des Bauern aus der ungewollten Gefangenschaft.

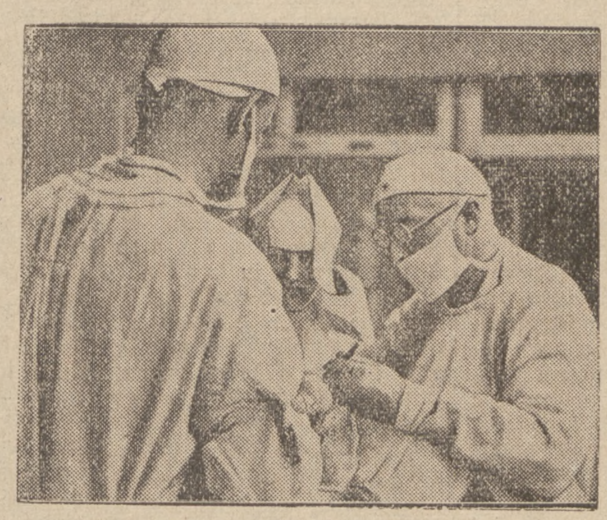
Verantwortlicher Schriftleiter: Jaques Keiper, Lemberg. Verlag: „Dom“, Verlagsgesellschaft m. b. (Sp. z ogr. odp.) Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck „Vita“ nakład drukarski, Spółka z ogr. odp. Katowice, ul. Kościuszki 29.

Bilder der Woche



Auch Schweden rüstet für den Luftkrieg

Die Kanzel eines neuen schwedischen Kampfflugzeuges. Schweden hat jetzt ein Flugzeug von mehr als 800 PS in den Dienst gestellt, dessen Maschinengewehr nach allen Richtungen und sogar schräg nach hinten schießen kann.



Ein medizinischer Rekord

ist dieser Tage von dem Chefarzt des Krankenhauses der Barmherzigen Schwestern in Linz an der Donau aufgestellt worden: er führte seine 5000. erfolgreiche Kropfoperation aus. Bei dieser hat ihn der Photograph aufgenommen.



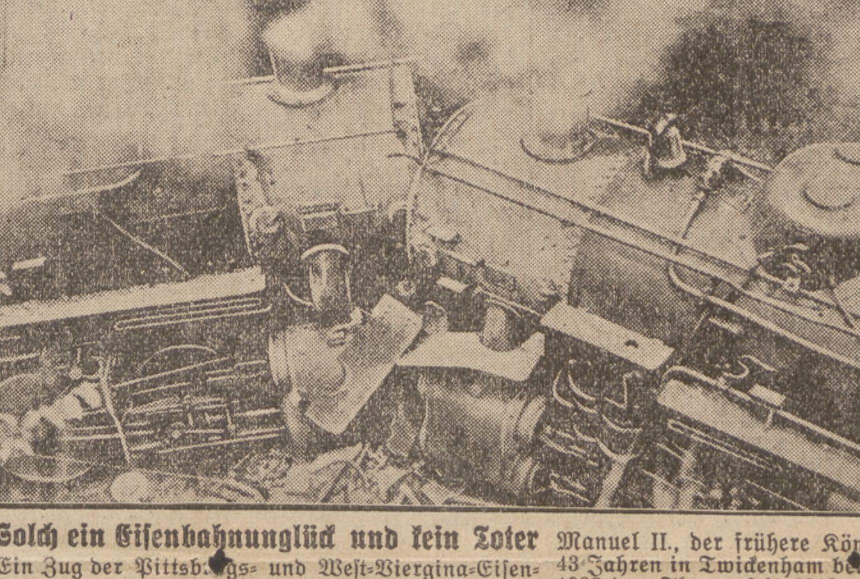
Berliner Unruhenviertel unter Alarmbereitschaft

Polizeibeamte leuchten die Häuserfront ab. Nachdem in den letzten Nächten wiederholt Polizeibeamte in den dunklen Straßen von Moabit beschossen worden waren, sind jetzt die betreffenden Viertel unter eine Art Ausnahmezustand gestellt worden. Die Polizei ließ dauernd ihre Scheinwerfer über die Häuserfronten gleiten und die Bewohner durften nur mit den Händen auf den Rücken zu ihren Häusern gelangen.



Zum 250jährigen Jubiläum der Bayerischen Armee

Links: Kurfürst Maximilian II. Emanuel von Bayern, der im Jahre 1682 die Armee ins Leben rief. Rechts: Ein Grenadier der bayerischen Armee aus den Tagen ihrer Gründung. Außerordentlich interessant ist, daß man augenscheinlich bereits damals „Handgranaten" benutzte.



Solch ein Eisenbahnunglück und kein Toter

Ein Zug der Pittsburgs- und West-Viergina-Eisenbahnlinie raste in voller Fahrt gegen einen aus entgegengesetzter Richtuug kommenden Gütterzug. Trotz des furchtbaren Anpralls waren nur einige Verletzte zu verzeichnen.

Zum Tode des Exkönigs von Portugal

Manuel II., der frühere König von Portugal, ist im Alter von 43 Jahren in Twickenham bei London gestorben. Manuel bestieg 1908 den Thron; seit 1910, als in Portugal die Republik ausgerufen wurde, lebte er im Exil.



Filmschauspieler Bruno Kastner

hat in seinem Hotelzimmer in Bad Kreuznach Selbstmord begangen. Kastner war durch den Tonfilm aus seiner Laufbahn gerissen worden und wußte anscheinend keinen Ausweg mehr aus seinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu finden.



Maximilian

1864 war der Erzherzog von Napoleon III. bewogen worden, die mexikanische Kaiserkrone anzunehmen, Schon drei Jahre später wurde Maximilian von den revoltierenden mexikanischen Generälen gefangen genommen und in Querotaro erschossen.

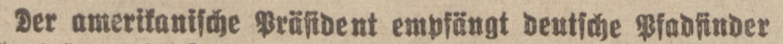


London empfäng Graf Zeppelin mit bayerischem Bier

Bei dem Empfang des Luftschiffes „Graf Zeppelin" auf dem Londoner Flughafen Hanworth begrüßten englische Pfadfinder die Besatzung und vor allem Dr. Eckener mit einem frischen Glas bayerischen Biers. Auf dem Flugplatz war ein großes Bierzelt aufgestellt, in dem echtes „Münchner ausgeschenkt wurde.

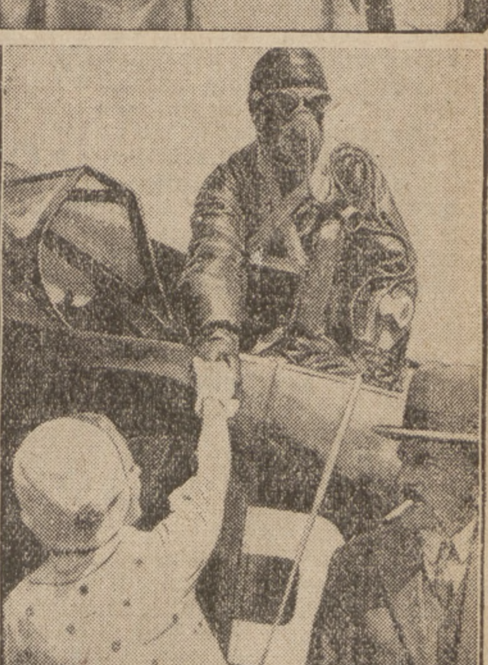
Akrobaten auf der Straße

Auch in England, wo das Bild geknipst wurde, versuchen stellungslose Artisten durch Darbietungen auf der Straße zu einem Erwerb zu kommen.



Der amerikanische Präsident empfängt deutsche Pfadfinder

Präsident Hoover im Kreis einer deutschen Pfadfindergruppe, die zu Fuß die Vereinigten Staaten durchwanderte und jetzt auch im Weißen Haus in Washington empfangen wurde.



Fallschirmabsprung von 7500 Meter Höhe

Unmittelbar vor dem Aufstieg Machenauds; „Miß Paris„ wünscht dem Flieger der die Maske des Sauerstoffapparates schon übergezogen hat, Glück zu seinem Unternehmen. Dem französischen Fallschirmpiloten René Machenaud ist es in Villacoubay bei Paris gelungen, mit einem Sprung aus 7500 Meter Höhe einen neuen Weltrekord für Fallschirmsprünge aufzustellen.

Spuk im Urwald

Die „Columbine“ war leck gesprungen. Die Backbordreeling lag bereits unter Wasser. Sieben Stunden pumpte die Mannschaft; dann wurde der Rettungsversuch aufgegeben. Die Leute gingen ins Boot. Von der Steuergrätung klang noch der Ruf des Maaten herüber: „Cranford — bei Gott — es ist höchste Zeit. Schätze — — — keine drei Minuten hält sich der Kasten — — —!“

Cranford hieß der Kapitän der „Columbine“. In Rum mariniert, in seine Hütte eingeschlossen, lag er und verschlief die letzten Anstrengungen seines versinkenden Schiffes. Die Bootsleine mußte gekappt werden. Eine kalte Wand tropischen Regens stand zwischen Dampfer und Boot und verschlang die weiteren Worte des Maaten. Als der Klang der Stimme erstarb, versank das Schiff fast lautlos im Strombett des Rio Negro. Die Mannschaft war im Boot allein. Jim Bunk, Ned Peterson, Mike Mitschel und Ogi, der Indio, ruderten. Sandy Bottom führte das Steuer. Karin saß im Stern und lotete. Karin Tarleton fuhr das erstemal stromauf. Zwischen Baumwollstapeln nächtigend, wurde sie vor Wochen vom Hafenmeister in Manaos aufgegriffen und heraufgeschickt, Ersatz für den entlaufenen Koch der „Colombine“. Ein seltener Vogel in diesen Breiten. Die Tarleton war eine unscheinbare Person, schmal, herb und sommersprossig bis an die Wurzeln des aschfarbigen Haares. Ihre derben Bewegungen standen in wunderlichem Gegensatz zu den großen brombeerfarbenen Augen. Sah man ihr Profil, schoben sich die Backenkrochen kriegerisch gegen die Stupsnase vor, ein Zwergapfel zwischen zwei Beeten! Aufgewachsen unter den harten Augen puritanischer Bauern in den Südstaaten, zwischen reifenden Feldern und Gesindestuben, rebellierte Karin gegen eine Jugend ohne Genuß und lief davon. Südwärts! — Seitdem hatte die unendliche Tiefe tronischer Wälder sie wie ein erregendes Rauschgift in Bann geschlagen. Davon kommt keiner mehr los. Mit dreiundzwanzig Jahren landete sie im Stromgebiete des Amazonas — ein Flapper, weiter nichts!

Die Mannschaft des Dampfers bestand aus trotzigen, entwurzelten Männern. Mit eigenen Gesetzen und faszinierenden Lastern. Karin nahmen sie mißtrauisch und skeptisch, Zielscheibe künftigen Spottes und latenter Leidenschaften, in die Gemeinschaft auf. Sie setzte sich durch und wurde Kamerad. Das konnte nur eine Frau zuwege bringen, die ohne Hoffnungen war, die das Leben tief unten kannte, die alles, was an Liebe und Leidenschaft in jedem lebt, umgewandelt hatte in eine umfassende Mütterlichkeit. Karin Tarleton war die echte Frau in dieser wilden Gemeinschaft frauenloser Männer. — Regen trommelte auf die Bootspersenning. Seit Tagen kämpfte die Mannschaft mit dem Strom: heroisch, still, gegen Wirbel und Untiefen, gegen treibende Stämme und kreisende Inseln, Regen, Nebeldunst und bleischwerer Himmel drückten auf die Bootsbesatzung, die fiebergeschüttelt dem Ufer zustrebte. —

Drei Tage waren sie unterwegs. Am frühen Nachmittag mußte das Boot festgemacht werden. Ned Peterson hatte nicht mehr die Kraft, das Ruder zu schlagen. Die Sonne schickte sich an, mitten über dem Strombett in eine Wolkenbank zu versinken. Das Wasser verfärbte sich: kardinalrot, sattgelb, pupurviolett. Als die Cirruswolken, in rötlichem Feuer glühend, über den Horizont segelten, lag das Land im tiefsten Schatten. Der vierte Tag ging zu Ende. Im Baumgewirr des Urwaldes gurgelte der dumpfe Lärm animalischen Lebens, Faultiere kletterten aus den Zweigen. Seltene Düfte erfüllten die Luft. Aus der immer tiefer werdenden Stille des Waldes stieg schwacher Nebel auf. Karin und Jim Bunk saßen am Feuer. Unvermittelt erhob sich plötzlich ein Schrei über das Aechzen der Baumkronen, über das schnelle Rauschen des Flusses. Jim horchte auf! Aber schon breitete sich wieder die tiefe, wartende Stille aus. Es war, als hielte die Natur den Atem an. Wieder klang der klagende Schrei: geheimnisvoll, durchdringend! In die Atemlosigkeit gegen gefährdetes Leben, die aufdringlich und furchtbar war. —

Jim Bunk hörte den Schrei zum dritten Male! Er griff zur einzigen Schußwaffe, die gerettet worden war, und schritt zögernd und vorsichtig in den nachtgrünen Busch. Der Schrei entfernte sich. Jim änderte die Marschrichtung. Er wollte sich nicht allzu weit vom Lager entfernen. Vor ihm tauchte ein heller Schein auf. Rasch schritt er auf ihn zu. Heller schimmerte das Licht. Nach mühevoller, irrender Wanderung durch peitschendes Dorngebüsch lag unvermittelt vor Jim das weite Rund einer tiefen Lichtung. Mitten auf dem großen, dunklen Platze stand ein uralter Baumriese, über und über mit weißen, leuchtenden Blüten bedeckt und sandte mit dem hellen Schimmer seiner phosphoreszierenden Blüten eine betäubende Wolke süßen Duftes aus. Vorsichtig, gespannt, näherte sich Jim Bunk dem Blütendome, hinter dem er die Ursache des klagenden Schreies vermutete. Gebückt versuchte er durch das Blütengewirr hindurchzukommen. Fluchend bog er die widerspenstigen Aeste auseinander, die ihm immer wieder ins Gesicht wippten.

Plötzlich fühlte er einen scharfen Biß im Nacken —, ein merkwürdiges Saugen. Er schüttelte sich. Das Saugen wurde immer stärker. Deutlich fühlte Jim das Blut zur Saugstelle strömen. Er griff sich in den Nacken — entsetzt fuhr die Hand zurück. Ein Bündel klebrig-zäher Haare saß ihm im Genick und saugte, saugte immerfort an seinem Blute. „Bicho . . .!“ Von jähem Entsetzen gepackt, riß er die giftige Vogelspinne aus seinem Nacken und taumelte aus dem Baumschatten heraus. Deutlich fühlte er die lähmende Wirkung des Bisses. Erschreckt begriff Jim, daß alles zwecklos war. Er wankte vorwärts; die Beine versagten den Dienst; er stolperte, fiel und blieb röchelnd liegen. Der erste Erstickungsanfall schüttelte ihn. Unterdessen leuchtete der Baum im herrlich irisierenden Lichte seiner Blüten, duftete und prangte in kalter Schönheit, ein nächtliches Beispiel für die ungeheure Verschwendung tropischer Natur an Leben und Schönheit. —

Lange nach Mitternach weckte Karin Bottom und Ogi. Als sie hörten, daß Jim fortgegangen war, allein und ohne Warnung, fluchten sie und sicherten vorsichtig ins Unterholz hinein. Mitten in der Spannung atemlosen Suchens blieb Ogi unvermittelt stehen. Sandy Bottom fühlte, wie sich des Indios Muskeln strafften. Starr sah Ogi in das nachtdunkle Gehölz. Ein Jaguar schrie. Ganz fern schimmerte Licht. Ogi zuckte zusammen. Kaum hundert Schritt weit im dichten Unterholz erlebte auch Sandy das unheimliche Leuchten des uralten Baumes. Vorsichtig pirschte er über die Lichtung hin. Zögernd, in abergläubischer Furcht, folgte Ogi. Sandy suchte den Umkreis irisierender Blüten ab. Dort — dicht unter den Zweigen — ein Mensch —? Jim —

Sandy fuhr zusammen. Ogi wollte ihn zurückreißen, aber schon war er über das leere Gehäuse des toten Jim gestürzt. Sandy versuchte den Gefährten unter dem Baume hervorzuziehen. Keuchend atmete er, während Ogi mit dem sicheren Instinkt des Wilden sich vom Baum fernhielt.

Da fühlte Bottom einen Biß im Oberarm. Unwillkürlich griff er danach. Entsetzt fuhr er zurück: ein großer Ballen stinkender Haare — — Spinnenfinger tasteten nach seinem Halse hin. Ogi sprang hinzu und riß entschlossen den Vampyr von Sandys Arm. In ohnmächtiger Wut zertrampelte er das Tier. Die Bißstelle brannte. Mit ihren letzten Kräften zogen beide den Toten aus der Gefahrenzone des Baumes. Dann riß Bottom den Aermel auf und schnitt schmerzverbissen die Wunde aus. Ein dicker Strom seines Blutes färbte das Hemd. Am Rande der Lichtung taumelte Sandy. Die Kräfte ließen nach. Als siegegen die Buschwelle der Lichtung vorwärtsstrebten, zerbrach das gestirnte Himmelsloch über Sandy in tausend glänzende Stücke. Der Mund öffnete sich, ein atemloses Lächeln —, kopfüber fiel Sandy Bottom in das Dickicht. So endete für ihn die Reise als Deckarbeiter auf dem brasilianischen Baumwolldampfer.

Ogi trat leise und ungehört in den Feuerkreis des Lagers. Karin fuhr aus ihrem Halbschlaf: „. . und Bottom?“ Ogi kauerte sich zusammen, stierte schweigend in die verglimmende Glut. „Wo sind sie — — Du — —?“ — Fast drohend schüttelte sie den Indio aus seiner Starrheit. Ogi drehte sich nach rückwärts, streckte den braunen Arm zum Walde hin und schwieg. Karin unterdrückte einen Schrei. Der fiebernde Mike Mitschel übernahm allein die Wache. In der Morgendämmerung stieß Karin mit dem Indio gegen die Lichtung vor. Bald hatten sie die Opfer nächtlicher Irrfahrt gefunden. Nichts regte sich mehr. Aus der großen Wunde an Sandys Arm tropfte langsam das Blut, breitete sich ringsherum zu einer Lache aus, träge, in lebendigster Farbe, bis es nach dem Rande zu schwarz wurde und versickerte. Ein trüber brauner Fleck verlorenen Lebens! — Bottoms Herz schlug noch. Auf einer primitiven Bahre schleppten sie den Kranken fort. Am Lager brach Karin zusammen. Schluchzend, krampferstickt warf sie sich auf die Decken und verfiel bald in einen totenähnlichen Schlaf, der ihr Bewußtsein auslöschte. — —

Ein gellender Pfiff wurde herübergetragen. Langsam trieb der Postdampfer zur Strommitte hin. Von Manaos nahm er Kurs ostwärts zur Küste. Sandy Bottom lag auf der Veranda des Krankenbungalow und sah den Dampfer davongleiten. Er riß sich auf! — Am Heck eine Frau — —? Starr stand sie dort und sah herüber. „Karin — —!“ — Bottom wollte die Hand heben. Karin zurückwinken. Kraftlos fiel er in die Kissen. Nur der ferne Schlag einer Holzhaueraxt im Busch unterbrach noch die Stille der Mittagshitze.

S. Richards.

Kollege Zierfischel

Eines Tages, es war der 24. und wieder war das Geld fort und Mienchen wußte nicht wie und für was, sagte sie entschlossen und weinerlich schreiend:

„Emil, wir müssen ein Zimmer vermieten!“

Als hätten sie sich verabredet, stürzten auf diesen Notschrei hin die vier Kinder der Familie Zierfischel in die Küche, zwei davon, der Acht- und Siebenjährige, brüllten unverständliche Worte gegen den verzweifelt am Tisch hockenden Vater, sie hatten schmutzige Flederwische in die Haare gesteckt, so Indianer, „Söhne des mächtigen roten Volkes“, darstellend. Der eine schwang einen Fleischklopfer in der mageren Faust, ein Beil aus Pappe der andere. Damit bearbeiteten sie in gewissen Abständen die zwei kleineren Geschwister, die, Schutz suchend, hinter den Rücken der Mutter flüchteten. Schrill gellten die Schreie der Kleinen zwischen den Wänden der engen, finsteren Küche; auf den Gesichtern, die über und über mit brauner Schuhcreme verschmiert waren, perlten dicke Tropfen nach unten, helle Rinnen ziehend bis ans Kinn.

„Ja, wir müssen ein Zimmer vermieten“, murmelte blaß und ergeben der Ehemann, setzte sich nach Feierabend, er hatte wieder Ueberstunden gemacht und kam erst um acht nach Hause, an den Tisch und entwarf eine Annonce.

Emil Zierfischel, Angestellter einer Gummiwaren-Großhandlung, verstand sich gut auf Entwürfe, sie waren sein Feierabend und so sein alles auf der Welt. Wenn die Kinder im Bett lagen, wenn oben bei Pfeifendrecks der stärkste Lärm abebbte — ganz ruhig wurde es nie im obersten Stockwerk — und wenn Mienchen, seine Frau, nichts dagegen hatte, daß er noch ein kleines Viertelstündchen am Küchentisch sitzen blieb, dann griff er aus der versteckten Ecke hinter der Etagere zwei unscheinbare Schulhefte, mit blauen Umschlägen und weißen Schildern, und entwarf in wonniglichem Rausch: Rundschreiben an die Kleinhändler, Prospekte für die Schuster, Inserate für technische Geschäfte, zeichnete mit großer Phantasie und den gewagtesten Farbstiften wunderliche Zeichnungen auf die liniierten Blätter, ängstlich bedacht, daß kein menschliches Auge, auch nicht das seiner Frau, diese Arbeiten erblicke. Die erste Zeit stellte Mienchen neugierige Fragen: „Was machst du, Emil, da? Geheimnisvolle Aufzeichnungen? Was ist ihr Sinn?“ und toll vor Glück durfte Emil ein bißchen verwirrt stammeln: „Mienchen, laß, auch ich habe ein Geheimnis, gelt, da staunste“ Diesen Gefallen tat sie ihm nicht sehr lange, denn bald hatte sie herausgefunden, wo die Hefte blieben, wenn Emil tagsüber aus dem Hause war. Kopfschüttelnd verfolgte sie nun täglich seine Arbeiten vom gestrigen Abend, sprachlos stand sie vor phantastischen zeichnerischen Experimenten Emils, besonders hatten es ihm wuchtige, geräumige Gebäude angetan, die er Abend für Abend in die Hefte kritzelte. Mienchen sah, fast wurde sie ängstlich dabei und ein angenehmes kitzelndes Prickeln fuhr ihr durch alle Glieder, gewaltige Prunkbauten, Villen, Schlösser, Paläste, schön gepflasterte Autoauffahrten, zu beiden Seiten mächtige Kandelaber, Holunderbüsche, Blumenbeete — und über allen Zeichnungen stand in der gestochenen Handschrift Emils zu lesen: „Haus Zierfischel“, darunter ein witeres verschnörkeltes Schnörksel. Kopfschüttelnd besah sie, dabei Kartoffeln schälend, die nächtlichen Arbeiten ihres scheuen Mannes, flüchtig nur und ohne Verständnis. Zu stark beschäftigt mit den vier Kindern und dem fünften, das unterwegs war, hatte sie keine Zeit, Phantasie zu haben. Erst war sie nicht fertig geworden mit diesen Zeichnungen Emils, sie hatten wie ihr Schöpfer, zu viel Rätsel und Geheimnisse an sich, die sie nicht begriff. Ueberhaupt Emil! Nach neun Jahrn Ehe lächelt er in ihrer Gegenwart noch ebenso verschlossen und einfältig wie an jenem heißen Junitag, da sie ihm, von dem stillen Stadtpark stehend, kraftlos in den Arm kniff und dabei stockend ins Gesicht hauchte: „Herr Zierfischel, wenn Sie mich heiraten, sind Sie dumm.“ So auch wurde sie fertig mit seinen beiden blauen Schulheften. — „Er hat einen Klaps,“ tröstete sie sich, trotzdem vergaß sie nicht, regelmäßig und im geheimen in den Heften zu blättern, denn sie war seine Frau.

Dieser Emil Ziefischel saß seit zehn Jahren am Pult seiner Firma, hielt sauber und zuverlässig die Kartothek in Ordnung, legte Briefe in Mappen ab, und aus diesen Mappen, geordnet genau nach dem ABC, legte er sie in andre Mappen wieder. Er war ein fleißiger, ruhiger, stiller Angestellter, eine Stütze des Geschäfts, ein Mann der leisen Tat, ein leiser Tatenmann, ohne große Ansprüche, der Firma ergeben, treu, stets andächtig beschäftigt mit seiner Beschäftigung — —. „Ein liebes Kerichen ist dieser Zierfischel, ein ganz und gar anspruchsloser Mann, zwar ein Träumer fast, doch ruhig und bescheiden, ich liebe solche Leute“, pflegte der Chef zu sagen, wenn er sich mit seiner Frau im Bett über das Geschäft und seine Leute unterhielt.

Einmal gelang Emil ein großer Wurf. Die Firma suchte, gegen entsprechende Bezahlung, wie der Chef versicherte, eine große Schlagzeile für ein riesiges „Gummiabsatz-Werbeplakat“ Wochenlang lagen sich die Herren der Firma mit ihren sämtlichen Fingern, gedankensuchend, jeder in seinen eigenen Haaren Alle grübelten, schrieben auf, strichen durch, setzten zusammen, hunderte Schlagzeilen wurden verfaßt, aber keine schlug ein beim Chef. Bis endlich, am letzten Tag, Emil Ziefischl schüchtern ins Büro trat, vorher anklopfend, und dem Alten sagte:

„Ich habe eine“.

„Was haben Sie?“ fragte der Chef, ohne von der neuesten Morgenzeitung aufzusehen.

„Eine Schlagzeile“, flüsterte Emil bekümmert.

„So?“ kicherte, den Leutseligen spielend, der Chef, „zeigen Sie her.“

Wie ein Backfisch errötete Emil. Der Chef war soo gut zu ihm, fand er, soo gut, ein guter Chef war der Alte! Alles Blut stieg Emil zu Kopfe, vor den Augen tanzten, vor Freude, springende Sterne, er hatte die Vorstellung, als fiel seine Stirn wie ein Reifen über sein Gesicht, lege sich fest um den Stehkragenhals und schüre ihm die Luft ab. Nicht schnell genug konnte er den Zettel finden, zu Stunden wurden ihm die Sekunden, ganz gefühllos schwebte er vor dem Ledersessel des Chefs, ein Mann auf Gummibeinen.

„Nun, fragte freundlich ungeduldig der Alte, „wo ist die Schlagzeile?“

„Gleich“, stammelte Emil begossen, griff in die Tasche, wo ist nur der Zettel, es ist zum heulen, wo wo, wühlte mit den Fingern zwischen den zerknitterten Zetteln herum und gab blind und wahllos, es wird schon der richtige sein, ein rotes Blatt Papier dem Chef.

„Was soll damit,“ fragte der schroff, nachdem er einen Blick auf den Wisch geworfen hatte, „was soll ich mit Ihrem Bürgersteuer-Mahnzettel?“

In die Erde versank schier Emil aus Scham, er hatte, der Unbeholfene, der Verängstete, den richtigen Zettel die ganze Zeit in der Hand gehalten, in der Linken, während die Rechte die Taschen durchwühlte. Mit niedergeschlagenen Augen und zitternde Fingern nahm Emil, selbstverständlich geziemend beschämt, den Steuer-Mahnzettel an sich und übergab dem Chef die Schlagzeile.

„Deutsche, lauft nur auf deutschen Gummiabsätzen!“ las dieser laut fragend vor, sah Emil unschlüssig an, las noch einmal den Satz, schon nicht mehr fragend: „Deutsche, lauft nur auf deutschen Gummiabsätzen!“ Beim drittenmal endlich war er überascht. „Ich bin überrascht“, rief er aus, „ich bin begeistert!“ Er verließ seinen Klubsessel und stellte sich vor Emil. Ein tadelloser Gedanke, tadellos! Deutsche, läuft nur auf deutschen Gummiabsätzen! Das wird ziehen, das ist eine Schlagzeile, wie sie im Buche steht! Da haben Sie, mein lieber Zierfischel (Emil wurde rot bis an die Kragenknöpfchen), wirklich eine ganz große Idee gehabt: Deutsche, lauft nur auf deutschen Gummiabsätzen! Famos, großartig, einzigartig, prachtvoll!“ Und klopfte ihm auf die Schulter. „Bravo!“

Ganz glücklich fühlte sich Emil, er rührte sich nicht von der Stelle, er ging auch nicht, als die Begeisterung des Chefs sich legte.

„Ach so,“ sagte der lächelnd, „die Prämie, ich verstehe.“ griff in die Westentasche, sagte: „Sie kriegen mein ganzes Kleingeld.“ Es waren eine Mark und dreiundfünfzig Pfennig, diese Summe erhielt der fast poetische Emil für seine somit prämierte Leistung. Als Emil ein wirklich überraschtes Gesicht machte, sagte der Alte: „Behalten Sie nur, Sie brauchen nichts herausgeben,“ klopfte ihm die linke Schultr noch einmal und drängte ihn lächelnd und energisch aus dem Zimmer.

Vor dem Karthotekkasten „He—Ka“ stand versonnen der Emil, das Gesicht klebte an der Wand, in der Hand klebte die Prämie, eine Mark und dreiundfünfzig Pfennig, und sein fieberheißer Kopf begann im Kreise zu denken: Im gleichen Gesangverein war Emil wie sein Chef, in „Euterpia“, früher ‚Euterpia und Edelweiß“. In Edelweiß“ war Emil gewesen, ein kleiner armer Gesangverein im Südviertel der Stadt, mit gutem Stimmaterial und leerer Vereinskasse, mit einem halbverhungerten Musiker als Dirigent, nacheilend dem großen, heeren Ziele: Hebung und Pflege des deutschen Gesanges, Veranstaltungen von Aufführungen unter Berücksichtigung des theatralischen Gebietes. Da kamen Abgesandte des Bürger-Gesangvereins „Euterpia“, überbrachten den Vorschlag: Wir, „Euterpia“ und „Edelweiß“, verschmelzen uns, wir bilden einen großer Verein, denn im Zusammenschluß liegt die Stärke begraben, denn im Zusammenschluß kann nur der Gesang, der deutsche und vaterländische, gehoben und gepflegt werden. Und sie beschlossen demzufolge und feierten anschließend das 25jährige Jubiläum des Vereins „Euterpia“, verbunden mit einem Sängerwettstreit. Und, o welche Freude, sie gewannen hierbei den Pokal, ein wertvoller Preis, der ihnen vom Ehrenliedermeister, Aribert Hässelbarth, Obermeister der städtischen Fleischerinnung, überreicht wurde, mit dem Ruf: „Es lebe der deutsche, der kräftige Männergesang! Hoch! Hoch! Hoch!“ Und weiter dachte Emil: ich bin 5. Liederwart im Verein und singe im ersten Tenor, und mein Chef ist schon im alten Verein „Euterpia“ gewesen und singt im Baß, denn er hat eine sehr tiefe Stimme, eine kräftige, und ist überhaupt ein aktiver Sangesbruder, was ich ohne weiteres anerkennen muß. Und du darf ich zu ihm auch sagen, aber nur im Verein, weil er Sangesbruder von mir ist, aber ich kriege das nie fertig, ich kann das eben nicht, und das ist leichtmöglich, weil der Tenor wo anders steht. Er ist ein Sangesbruder von mir, denkt Emil mit heißen geröteten Augen, aber 1,53 ist nicht viel, 1,53 ist wenig, das ist keine Prämie nicht für eine Schlagzeile, wo er sogar sagt, sie ist prachtvoll und famos. Das ist beinahe schon eine Beleidigung für mich und für ihn auch, weil wir in einem Verein sind. Und ich werde ihm das Geld zurückgeben, er soll sehen, daß ich eine Ehre im Leibe habe, auch ich habe eine Ehre im Leibe, varum soll ich nicht eine Ehre im Leibe haben, ich werde sie ihm heute nach Feierabend zurückgeben.

Er tat es nicht.